

Exil in der Heimat – Heimat im Exil. Vom Doppelwesen Mensch (P. Elmar Salmann OSB)

Was ist der Mensch für ein widersprüchliches Wesen. Er fährt auf die Malediven in Urlaub und will zugleich das alte Kennzeichen des vor 40 Jahren aufgehobenen Landkreises Gandersheim oder Einbeck wiederhaben. Heimat – sie birgt uns, wir müssen sie verlassen, uns von ihr abstoßen – und sie bleibt ein Sehnsuchtsort. Sie ist Urhöhle und Exil in einem.

Das ist seit der Geburt so, dem Traum und Trauma des Anfangs. Der Embryo ist ganz geborgen im Mutterschoß, wird fraglos ernährt und gewärmt, bis er ans Licht will, ins Freie, gewaltsam verstoßen aus dem Paradies der Einheit mit der Mutter, Gewalt erleidend und verübend, durch- und sich abstößt, endlich weinend das Licht der Welt erblickt, zu seiner eigenen Welt kommt. Und sein ganzes Leben ist gezeichnet von diesem doppelten Beginnen, der Schoß bleibt fernes Inbild seiner Sehnsucht, das er zugleich flieht. So geht es auch zwischen Eltern und Kindern. Ganz auf erstere angewiesen, von ihnen aufgenommen, anerkannt, können sie einander doch nie recht verstehen. Eltern sind, wie Max Brod im Blick auf Kafka schreibt, die ersten Sparringspartner des Lebens, unterstützend, helfend, und doch muss sich das Kind von ihnen absetzen. Sie sind auch Hindernis auf dem Weg der Selbstwerdung. Beide mögen und müssen ein-ander leiden, wie es im Deutschen heißt; sie sind einander vertraut und fremd. So ist das Kind vom ersten Augenblick an ein Wunderknubbel, eine neue verheißungsvolle, strahlende Welt und ein kleiner Mafiaboss, der alle Erpressungsmechanismen beherrscht. Und die Eltern Hege, Licht, ständige Geburtshelfer und Schatten. Man meint einander bestens zu kennen und missversteht sich allzu schnell. So dass von der Heimat die Patina bleibt: „Weihnachten, Sprache, was er kennengelernt und sich zu eigen gemacht hatte, Lieder, Sagen, und was gut schmeckt.“ (E. Rathgeb, Am Anfang war Heimat, München 2016, 59f) Eine Wehmut, eine Sehnsucht und ein fader, manchmal auch bitterer Nachgeschmack.

Und Jesus: schon die Geburt erfolgt unter befremdenden Bedingungen, das Kind sprengt den Horizont der Eltern, zu viel an Verheißung und Gefährdung heftet sich an sein Geschick. Sie müssen fliehen – und auch zuhause gibt es keine Ruhe. Gerade im religiösen Kern entstehen Missverständnisse: Wusstest Ihr nicht...? Sagt der Zwölfjährige, d.h. ich gehöre einer anderen Sphäre an, bin beim Ewigen Gott zuhause, bei Euch nur im Vorübergang. Im Verhältnis zu Maria wird dies deutlich: alle seine Worte sind verweisend, setzen sie auf einen Weg zu einem neuen Verständnis, von Kana bis unter das Kreuz. Und so in der Urszene seiner ersten Predigt im Heimatort. Er weckt Überidentifikation, Stolz, Begeisterung – und, ob des Zuviel an Erfüllung, Befremden, Ablehnung, tödlichen Hass. Sie können seine Souveränität, seine Öffnung zur Welt nicht ertragen. Aber ist er denn bei seinem Gott zu Hause, auf den er sich als Vater beruft? Muss er nicht am Kreuz, im Leiden die extreme Ferne dieses Gottes schreiend, betend, anrufend, harrend austragen? Es war schon viel Sterben in der Geburt – nun hoffen wir mit ihm, dass auch viel Geburt im Tod sei, ein anderer Durchbruch zu Licht, Ansehen, einem neuen Namen.... Selbst der Tod ist kein endgültiges Zuhause, keine einfach Ruhe, sondern ein Übergang...

Und wo sind wir daheim? Bei uns, im Glauben, im Christentum? Unser Leben wird immer komplizierter, vielschichtiger, vielperspektivischer, wir sind Migranten zwischen vielen Welten, Mischlinge aus vielen Welten, Minderheiten zwischen den Welten. Politisch, menschlich, religiös. Nirgends ganz zu Hause. Vielleicht brauchen wir deshalb so viel an Beratung, Therapie – und können uns die institutionellen Kirchen und Parteien immer weniger Heimat bieten. Ein wenig private Frömmigkeit, dann und wann ein kleiner Ritus, das mag noch gehen. Aber sollte das Christentum einfach Heimat sein? War es nicht am Anfang, wie bei Jesus, eine Form von Fremde und Aussetzung,

etwas das von außen und innen zerbrechlich, bestreitbar war? Es ist als ob wir neu am Tor des NT anklopften müssten, arm, demütig. Nach 1700 Jahren Herrschaft, Glanz sind wir nun Minderheit, Mischlinge, Migranten, auf der Spurensuche nach anderen Formen der Gegenwart Gottes und Christi. Wir müssen zurück ins Exil, in eine ortlose Wüste, die Kirche wird vom Mutterschoß zur Weggemeinschaft, wenn es gut geht, oft auch nur zu einer Fremden und wir fremdeln in ihr.

Das ist die ständige Fastenzeit unseres heutigen Lebens, die Entzugskur, der Tunnel, in dem wir leben. Vielleicht sind deshalb die Festzeiten der Kirche fremd, wir leben sie viel pointierter und anonym in uns selbst.

Aber war das nicht von Anfang an so, wie es zwei jüdische Autoren ausdrücken, die selbst während des Krieges in Japan und in der Türkei Zuflucht gesucht und gefunden hatten, Karl Löwith (den Freund Nietzsches, Fr.Overbeck, zitierend): „Dass es mit dem Christentum der bürgerlichen Welt zu Ende ist...besagt freilich nicht, daß ein Glaube, der einst die Welt überwand, mit der letzten seiner verweltlichten Gestalten hinfällig wird. Denn wie sollte die christliche Pilgerschaft in hoc saeculo jemals dort heimatlos werden können, wo sie gar nie zu Hause ist?“ (Von Hegel zu Nietzsche, Hamburg 1981, 415). Oder Auerbach unter Bezug auf einen mittelalterlichen Theologie (Hugo von St.Viktor): “Wem sein Heimatland lieb ist, der ist noch zu verwöhnt; wem jedes Land Heimatland ist, der ist schon stark; wem aber die ganze Welt Fremde ist, der ist vollkommen.“ (Die Narbe des Odysseus, Berlin 2016, 169) Er mag von der Fastenzeit dieses Lebens zu einer anderen Hoffnung übergegangen sein, auf eine Heimat, die allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war (E.Bloch), weil sie sich nur im Haus jenes Vaters finden lässt, in dem es für jeden eine, ja seine im eigene Wohnung gäbe.